

JUDITH WINTER



SIEBENSCHÖN

THRILLER

dtv

dtv

Von einem anonymen Briefeschreiber in eine verlassene Lagerhalle in Frankfurt Fechenheim gelockt, entdeckt ein Ehepaar eine Frauenleiche. Die Unbekannte wurde bei lebendigem Leib zersägt, bei der Leiche finden sich gemahlene Farnsamen und ein halb verwester Katzenkadaver. Was das neu formierte Team um die beiden Ermittlerinnen Emilia Capelli und Mai Zhou zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnt: Die Frau ist bereits das vierte Opfer eines Serienkillers, der seine Morde als bizarre Themenwelten inszeniert und dabei eine Detailbesessenheit an den Tag legt, die selbst abgebrühte Ermittler erschauern lässt. Und noch ist sein »Werk« nicht vollendet ...

Die Abteilung für Kapitaldelikte der Zentralen Kriminaldirektion Frankfurt am Main spannt die beiden ehrgeizigen jungen Kommissarinnen Emilia Capelli und Mai Zhou zusammen, um die Mordserie aufzuklären. Unterschiedlich wie Tag und Nacht, misstrauen sie einander auf Anhieb. Doch es geht um Menschenleben und, nicht minder wichtig: Es ist der größte Fall ihrer noch jungen Karriere, und keine will sich ihre Chancen von der anderen vermasseln lassen.

Der Beginn einer neuen, hochkarätigen Krimiserie.

Judith Winter, 1969 in Frankfurt am Main geboren, studierte Germanistik und Psychologie in Berlin und Wien und arbeitete viele Jahre in einem renommierten wissenschaftlichen Institut, bevor sie sich selbständig machte. Nach Aufhalten in Mailand und Paris lebt sie heute mit ihrer Familie in der Nähe ihrer Heimatstadt.

Judith Winter

Siebenschön

Thriller

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Originalausgabe 2014
© 2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Stempel Garamond 9,5/12⁷
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21489-6

Shēng bù féng shí.
Mögest du in interessanten Zeiten leben.
Chinesischer Fluch

Samstag, 27. Oktober

Die Nacht war sternenklar und längst nicht so kalt, wie der Wetterbericht angekündigt hatte. Zumindest kam es Alois Berneck so vor.

Schon seit über einer Woche hatte es nicht geregnet. Trockenes Laub raschelte auf dem Weg zu ihren Füßen. Sie gingen ohne Licht, dicht hintereinander. Durch die Kronen der hohen Bäume ringsum fiel silberner Mondschein, und die Luft duftete würzig nach Pilzen und offener Erde.

Eigentlich schön, dachte Berneck zitternd.

»Nach rechts«, befahl die Stimme, die er nicht kannte.

Rechts, das bedeutete jenseits des Weges.

Das ist nicht gut, dachte Berneck. Aber er wagte es nicht, Widerstand zu leisten.

Nach ein paar Hundert Metern meldete sich die Stimme in seinem Rücken erneut: »Da vorn. Die Leiter.«

Berneck kniff die Augen zusammen, doch zuerst sah er gar nichts. Erst als sie näher herankamen, entdeckte er ein Stück vor sich ein paar morsche Holztritte. Stufen.

»Steig rauf!«

Er zögerte. Das Holz sah wenig vertrauenerweckend aus. Weiter oben schien eine Art Plattform zu sein. Doch davon war kaum mehr als eine vage Kontur zu erkennen. Berneck sah ein Tarnnetz, ganz ähnlich denen, die sie früher bei der Bundeswehr benutzt hatten, um im Manöver Panzer oder Schützengräben unkenntlich zu machen.

Offenbar ein Hochsitz für Jäger.

Direkt über ihren Köpfen donnerte ein Airbus vorüber. Landeanflug. Das ausgeklappte Fahrgestell zum Greifen nahe.

Hilfe, flehte Berneck stumm, wohl wissend, dass man sie nicht sehen konnte. Nicht von diesem Flugzeug aus. Und doch wehte ihn beim bloßen Anblick des landenden Fliegers ein Hauch von Trost an. Noch einmal, ein letztes Mal die Nähe anderer Menschen spüren. Wissen, dass sie sich nah am Flughafen befanden. Ein winziger Orientierungspunkt in einem Meer von Fragen.

»Los, hoch!«, wiederholte die Stimme in seinem Nacken, während die blinkenden Lichter des Airbus hinter den düsteren Baumkronen verschwanden.

Und plötzlich war es doch kalt. Eisig wie in einem Schlachthaus.

»Was haben Sie vor?«, fragte Berneck. »Was wollen Sie von mir?«

Erwartungsgemäß erhielt er keine Antwort. Als er den Lauf der Flinte zwischen seinen Schulterblättern spürte, setzte er den Fuß auf die unterste Stufe. Dann verlagerte er vorsichtig das Gewicht, und tatsächlich: Die Leiter hielt.

Während er zögerlich Stufe um Stufe erklomm, dachte er über die Frage nach, warum der Mann hinter ihm so unendlich geduldig war. Er schien weder Angst noch Eile zu haben. Fast so, als würde er jede Sekunde dieses perfiden Spiels genießen.

Oben angekommen, blickte Berneck in die Tiefe, wo der Waldboden in der Dunkelheit verschwand, und er überlegte, ob es nicht besser wäre, der Sache selbst ein Ende zu bereiten. Allerdings hätte er nicht mit letzter Sicherheit sagen können, ob die Höhe ausreichte, um sich das Genick zu brechen. Und wenn er nicht sofort tot war, würde es nur noch schlimmer werden.

Noch schlimmer, wiederholte etwas tief in ihm. War das überhaupt möglich?

Auf der Leiter hinter ihm kamen die Schritte seines Verfolgers unaufhaltsam näher. Berneck hörte, wie die schweren Stie-

fel über die letzte Stufe rutschten, und plötzlich kam ihm der Gedanke, dass er vielleicht eine Chance gehabt hätte. Niemand konnte schießen und klettern zugleich. Und die steile Leiter zu erklimmen, ohne sich festzuhalten, war ein Ding der Unmöglichkeit.

Du hattest die Chance, ihn zu besiegen.

Ein Tritt ins Gesicht, und er wäre vielleicht gestürzt ...

Doch aus irgendeinem Grund fühlte sich Berneck wie gelähmt.

»Und jetzt?«, fragte er, als der Fremde hinter ihm auf der hölzernen Plattform stand.

Seltsamerweise hatte er keinen Zweifel daran, dass er sterben würde. Und doch interessierte er sich auf einmal für die Details.

Warum? Wann? Wie?

»Ist er ...« Seine Stimme klang verloren in der finsternen Weite des Waldes. »War er Ihr Vater oder so was?«

»Wer?«

»Karl ...« Er hustete trocken. »Karl Czernik.«

Lachen. »Nein.«

»Aber es hat mit ...« Berneck unterbrach sich und unternahm einen neuen Anlauf: »Aber es hat damit zu tun, oder?«

Der Mann antwortete nicht.

Berneck wartete. Lauschte seinem eigenen Atem, während sich nach und nach eine unwirkliche, fast gespenstische Ruhe in ihm breitmachte. Das Zittern verschwand. Seine Beine gehorchten ihm wieder. Zugleich war sein Kopf mit einem Mal von einer angenehmen Kühle erfüllt. Kühle und Klarheit. Es war absurd, aber er hatte tatsächlich das Gefühl, noch niemals im Leben so wach gewesen zu sein wie in diesem Augenblick. Im Angesicht des Todes.

»Knie dich hin«, befahl die Stimme.

Ein leiser Wind bewegte die Kronen der Bäume, und Berneck spürte etwas Warmes auf seiner Wange. Tränen.

Nach all diesen Jahren wirklich und wahrhaftig Tränen.

»Es tut mir leid«, flüsterte er.

Im selben Augenblick wurde sein Körper von einer Ladung Schrot zerfetzt. Ein paar Vögel flatterten erschreckt zwischen den kahlen Zweigen auf. Federn streiften dürre Äste. Die knappen Rufe heiser und nachtschwer.

Dann war es wieder still.

EINS

*Es gibt zwei Arten guter Menschen:
Die toten und die ungeborenen.*
Chinesisches Sprichwort

Donnerstag, 15. November

1

Die wenigen Zuhörer, die sich an diesem trüben Donnerstagmorgen im Sitzungssaal des Frankfurter Landgerichts, Gebäude E, eingefunden hatten, verfolgten die Urteilsverkündung mit einer Mischung aus Misstrauen und resignierter Langeweile. Die Aufmerksamkeit, die dem Fall anfänglich zuteilgeworden war, hatte sich bereits nach wenigen Prozesstagen verflüchtigt, was in erster Linie an der Angeklagten selbst lag. Die pummelige junge Frau mit den stumpfen braunen Augen erfüllte so wenig das Klischee der männermordenden Schwarzen Witwe, dass die meisten Schaulustigen bereits nach der ersten Anhörung enttäuscht aufgegeben hatten. Und so war der Prozess gegen Sarah Jessica Kindle nach spektakulärem Beginn nicht viel anders verlaufen als Dutzende andere Prozesse dieser Art. Zeugen und Gutachter waren gehört worden, die Staatsanwaltschaft hatte ihre Beweise vorgelegt, und Sarah Kindles Anwalt hatte ein viel diskutiertes Plädoyer gehalten. Doch bahnbrechende neue Erkenntnisse hatten sich aus all dem nicht ergeben. Und fast schien es, als hätten selbst die unmittelbar Beteiligten – Richter, Schöffen und Anwälte – mit der Zeit das Interesse an dem Fall verloren.

An dem Tag, an dem das hohe Gericht über ihre Zukunft entschied, trug Sarah Kindle einen rehfARBENEN Pullover, und wie immer sprach sie langsam und auffallend leise, als sie dem Richter ein paar letzte, überwiegend formale Fragen beantwortete.

Emilia Capelli betrachtete das teigige Gesicht der Angeklagten und dachte, dass Sarah Kindle den Gerichtssaal in wenigen Minuten als freie Frau verlassen würde. Gleichzeitig überlegte sie, ob ihr diese Aussicht ein gutes Gefühl gab.

»Em«, wie Freunde und Kollegen Emilia scherzhaft nannten, war achtundzwanzig und hatte es trotz ihres jugendlichen Alters bereits zur Hauptkommissarin in der Abteilung für Kapitaldelikte der Zentralen Kriminaldirektion gebracht – ein Umstand, den sie in erster Linie ihrem unermüdlichen Fleiß und einem schier bodenlosen Ehrgeiz verdankte.

Dass sie einen Strafprozess verfolgte, kam eher selten vor. Noch dazu, wenn es um jemanden ging, gegen den sie nicht selbst ermittelt hatte. Aber in diesem Fall war sie als Zeugin gehört worden, und aus irgendeinem unerfindlichen Grund war ihre Aufmerksamkeit zumindest so sehr an der Sache hängen geblieben, dass sie ihren freien Vormittag opferte, um der Entscheidung des Gerichts vor Ort beizuwohnen.

»Du hast sie ja nicht alle«, hatten ihre Kollegen gespottet, und im Stillen gab Em ihnen sogar recht. Doch hin und wieder tat man eben Dinge, die sich rational weder erklären noch begründen ließen.

Ihre Augen suchten wieder die verwaschenen Züge der Angeklagten, die den Ausführungen des Richters mit unbewegter Miene lauschte.

Dieser freilich ersparte Sarah Kindle weder den wiederholten Hinweis auf die zahlreichen Ungereimtheiten in dem Fall noch das offene Zurschautragen seiner persönlichen Antipathie. Er schloss mit den Worten: »Dennoch ergeht nach Anhörung sämtlicher Zeugen und vor dem Hintergrund der mehr als dürftigen Beweislage im Namen des Volkes folgendes Urteil ...«

Em spürte, wie angesichts dieser Ankündigung wieder Leben in den Gerichtssaal kam. Sie hörte das Quietschen von Füßen auf dem grauen Linoleum. Rascheln. Ein paar Meter hinter ihr räusperte sich jemand. Dann war der Raum von einem Moment auf den anderen von einer flirrenden Spannung erfüllt,

und sämtliche Blicke richteten sich auf die Angeklagte, die noch immer vollkommen ausdruckslos auf die Tischkante vor sich hinuntersah.

»Möchten Sie noch etwas sagen?«, fragte der Richter, nachdem er den erwarteten Freispruch verkündet hatte.

Sarah Kindle sah ihn an und schüttelte wortlos den Kopf.

Der Richter nickte ohne Freundlichkeit. »Dann erkläre ich das Verfahren hiermit für geschlossen. Sie sind frei.«

Die beiden Beisitzer rechts und links von ihm erhoben sich. Staatsanwalt und Verteidiger eilten geschäftig zum Richtertisch. Im Zuschauerraum brach Gemurmel los.

Einzig Sarah Kindle stand nach wie vor unbewegt an ihrem Platz.

»Ich glaube ihr kein Wort«, hörte Em eine Frauenstimme in ihrem Rücken, und obwohl Sarah Kindle zu weit entfernt stand, um die Bemerkung aufzuschnappen, wandte sie just in diesem Augenblick den Kopf und blickte herüber. Noch immer lag ein Ausdruck von Stumpfheit auf ihrem Gesicht, doch ein paar flüchtige Sekunden lang glaubte Em, in den Tiefen der braunen Augen ein leises Glimmen zu erkennen. Einen Anflug von Triumph.

Sie sind frei ...

Der Eindruck verflog so schnell, wie er gekommen war. Zurück blieb das leere Gesicht einer jungen Frau, die soeben um satte viereinhalb Millionen Euro reicher geworden war.

Nur Sekunden später trat Sarah Kindles Anwalt vor seine Klientin und verstellte Em die Sicht. Seufzend bückte sie sich nach ihrer Handtasche und verließ mit einem diffusen Gefühl von Besorgnis den Gerichtssaal.

Von dem Mann, der nur wenige Meter entfernt auf der anderen Seite des Gangs saß, nahm sie keine Notiz. Er trug eine Perücke, aber das fiel niemandem auf. Ebenso wenig wie das schmale Notizheft, dessen Ecke aus der Brusttasche seines Jacketts herausragte. Seit 2007 gab es Sicherheitskontrollen an sämtlichen Ein-

gängen des Gebäudes, was dazu geführt hatte, dass die meisten Leute, die hier ein und aus gingen, es nicht mehr für nötig hielten, ihre Instinkte zu bemühen. Außerdem hatte der Mann über einen langen Zeitraum hinweg die Fähigkeit perfektioniert, seine Mitmenschen genau das sehen zu lassen, was sie zu sehen erwarteten. Ein Talent, das ihm in Situationen wie dieser sehr zupasskam.

»He«, beschwerte sich die resolute ältere Dame, die schon seit geraumer Zeit neben seinem Stuhl stand. »Wären Sie wohl mal so nett, mich durchzulassen?«

Der Mann erhob sich ohne Hast und trat einen Schritt zurück.

»Danke.« Die Rentnerin schlängelte sich an ihm vorbei, wobei sie es bewusst vermied, dem Fremden ihren Allerwertesten zuzukehren. »Was ist?«, fragte sie, als sie seinen Blick bemerkte. »Warum lächeln Sie?«

»Gutes Benehmen«, antwortete der Mann.

Die Frau warf ihm einen verständnislosen Blick zu.

»Selten genug heutzutage.«

»Tja«, sagte die Frau. »Leider.«

Er nickte nur. Dann drehte er sich um und ging lächelnd davon.

2

Das Erste, was Jenny Dickinson wahrnahm, als ein Hauch von Bewusstsein in sie zurücksickerte, war ein unbestimmtes Gefühl von Enge.

Sie versuchte, den Kopf zu heben, aber es gelang nicht. Stattdessen entdeckte sie einen Schmerz, den sie nicht näher lokalisieren konnte. Schmerz und auch ein Kribbeln. Wie Blut, das langsam und zäh in einen abgestorbenen Teil von ihr zurückfloss.

Jenseits ihres Körpers schien die Welt dagegen ganz und gar aus Watte zu bestehen. Es gab keine Konturen. Keinen Bezugspunkt, an dem sie sich hätte orientieren können. Weder räumlich noch zeitlich. Nur ein dumpfes, bodenloses Nichts ohne Anfang und Ende.

Seltsamerweise hatte sie trotz allem den Eindruck von Begrenzung. Von Mauern oder Wänden, die ganz in ihrer Nähe waren. So dicht, dass sie die Kälte spüren konnte, die von ihnen ausging.

Sie lag ganz still und konzentrierte sich auf ihren Atem. Den Schlag ihres Herzens. Das Leben, das in ihren Adern pulste. Und irgendwann wurde ihr auch bewusst, dass sie nur durch die Nase Luft bekam. Auf ihren Lippen war etwas, das entfernt nach Blut und Gummi schmeckte. Klebeband vermutlich. Das harte Plastik machte ein knisterndes Geräusch, wenn sie schluckte, und die Erkenntnis, nicht schreien zu können, überschwemmte sie unvermittelt mit einer Welle von Panik. Zugleich schienen sich die Schleimhäute in ihrer Nase immer mehr zu verengen. Als ob sie versuche, durch einen Strohhalm zu atmen. Ihr Herz begann zu rasen, und Jenny merkte, wie sich nun auch ihr Magen zusammenzog. Übelkeit stieg auf.

Nicht kotzen, dachte sie verzweifelt. Wenn du kotzt, erstickst du.

Lenk dich ab! Immerhin hast du Psychologie studiert. Du weißt, wie man sich selbst austrickst. Wie man das Bewusstsein manipuliert.

Sie schluckte wieder, doch das Brennen in ihrer Kehle ließ nicht nach. Woran muss ich denken, wenn ich wieder zu Hause bin?, zwang sie sich, ihre Gedanken auf etwas völlig Banales zu lenken. Was muss erledigt werden?

Olivenöl, Brot, Magermilchjoghurt.

Das Kostüm für Margrets Party aus der Reinigung holen.

Das Geld für die Putzfrau zurechtlegen.

Alltäglichkeiten gegen den Horror. Doch ihre Strategie ging auf. Sie merkte, wie sich ihre Halsmuskeln ein wenig entspannten. Wie die Panik verebbte.

Gut so. Weiter. Von wo kommt der Schmerz?

Sie schloss die Augen und versuchte, ihren Körper zu erspüren. Da schien eine Wunde zu sein, ziemlich weit hinten am Kopf. Von dort kam ein unregelmäßiges, diffuses Stechen, das manchmal sprunghaft an- und anschließend wieder abschwoll.

Okay, also eine Wunde am Kopf und Klebeband über den Lippen.

Was bedeutete das?

Das bedeutet, dass du entführt worden bist, gab sie sich selbst zur Antwort, während vor ihrem inneren Auge Bilder heraufdämmerten. Düstere, zutiefst verstörende Bilder: eine Kiste im Wald, tief unter der Erde. Der Kofferraum eines Autos, das langsam und schwerelos zum Grund eines Sees hinabsinkt. Und dann urplötzlich eine ganz andere Szenerie: eine Tiefgarage. Die Silhouette eines Menschen. Jemand, der direkt hinter ihr steht. Wie aus dem Boden gewachsen. Die Gestalt hob den Arm. Packt zu. Dreht sie so, dass sie mit dem Hinterkopf gegen das Auto kracht. Dann riss der Film abrupt, und die Gestalt verglomm in einem gleißenden Lichtblitz. Zurück blieben das Bewusstsein einer Verletzung an ihrem Kopf und der Schmerz, den die Wunde aussandte. Stoßweise im Takt ihres Herzens.

»Wer sind Sie?«, fragte sie stumm. »Was wollen Sie von mir?«

Doch die Bilder kehrten nicht zurück.

Sie erhielt keine Antwort.

Dafür lag die Dunkelheit des Ortes, an den er sie verschleppt hatte, auf ihr wie ein Bleigewicht. Idiotischerweise musste Jenny ausgerechnet jetzt an ihren ersten Sex denken. An den schweren Körper von Jeffrey Carson, den sie auf einer Party kennengelernt hatte. An Kondome mit Erdbeeraroma, jede Menge Bier und grobe, hektische Bewegungen. In ihrer alten Heimat war das gewesen. Somerville, Massachusetts. So weit entfernt wie der Mars. Und bis zu diesem Augenblick hatte sie genau das auch immer als großes Glück betrachtet.

Sie blinzelte eine Träne fort und konzentrierte sich wieder auf das, was sie wahrnahm. Sie lag auf etwas Hartem. So viel im-

merhin konnte sie sagen. Dass da keine Matte oder Decke war, kein Stoff unter ihr. Nur diese harte glatte Fläche.

Kein Holz, analysierte sie die Signale, die ihr Körper ihr sandte. Kein Holz, aber auch kein Steinboden.

Der Rest des Raumes hatte hingegen noch immer keinerlei Konturen. Etwas, das Jenny schier um den Verstand brachte. Vielleicht noch mehr als die Tatsache, dass es so dunkel war. Was sollte das alles? Und wo waren auf einmal all die Erklärungen, von denen sie sonst so viele parat hatte?

Sie konnte doch immer alles erklären. Jedem und jederzeit. *Wenn Sie Ihrem Mann nicht klar und deutlich zu verstehen geben, dass sein Verhalten Sie quält, dann werden Sie niemals aus diesem Laufrad herauskommen. Wenn Sie Ihrer Tochter nicht endlich ein klares Ultimatum stellen, wird sie auch in Zukunft keinen Grund sehen, warum sie das warme Nest, das Sie ihr bieten, verlassen sollte. Warum sollte sie?* Solche und ähnliche Dinge sagte sie den Menschen, die in ihrer Praxis Rat und Hilfe suchten, Tag für Tag. Und das mit Überzeugung. Denn im Gegensatz zu vielen ihrer Kollegen war Jenny von jeher der Ansicht gewesen, dass das Leben auf einem einzigen, einfachen Grundprinzip beruhte: wenn – dann. Folgerichtigkeit. Logik.

Doch leider kapitulierte dieses bewährte Prinzip ausgerechnet in dieser Situation. Jenny hatte auf einmal das Gefühl, laut lachen zu müssen. Das, was hier mit ihr geschah, war nicht folgerichtig. Es war nicht einmal erklärlich. Es war einfach nur absurd.

Sie versuchte, ihre Zehen zu bewegen, während ihr Verstand verzweifelt nach etwas suchte, das die Dinge wieder ins Lot brachte. Was hast du getan? Wer könnte etwas von dir wollen? Wem hast du eine so gravierende Verletzung zugefügt, dass er beschlossen hat, dir das hier anzutun?

Die Fragen bohrten sich in ihre Gedanken wie Stilette, aber es gelang ihr nicht, auch nur eine einzige davon zu beantworten.

Oder?

Bleib bei der Wahrheit. Es gäbe da schon jemanden ...

Unsinn, schalt sie sich. Das gehört nicht zusammen. Wie denn? Die Eltern sind tot, und die Schwester war ein kleines Mädchen. Nichts davon passte zu den Bildern aus der Tiefgarage.

Konzentrier dich lieber auf das, was ist.

Er hatte ihr Hände und Füße gefesselt. Jenny fühlte etwas Störrisch-Hartes, das unsanft in ihre Gelenke schnitt. Kabelbinder vielleicht. Aber warum tat er das alles? Worum ging es diesem Mann?

Eine Verwechslung, durchfuhr es sie.

Er hält mich für jemand anderen.

Augenblicklich klammerte sich ihr Verstand an diese Möglichkeit wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm. Er würde seinen Irrtum bemerken. Vielleicht hatte er ihn längst bemerkt.

Und dann?, hämmerte es hinter ihrer Stirn. Was ist die Konsequenz? Dass er dich gehen lässt? Immerhin hast du nicht viel von ihm zu Gesicht bekommen. Deine Erinnerungen stellen also keine Gefahr für ihn dar.

Falls er das weiß ...

Oder hatte er sie am Ende längst entsorgt?

Jenny erschrak vor dem Wort, das ihre Gedanken gewählt hatten. *Entsorgt*. Zugleich schienen sich die nicht vorhandenen Wände langsam auf sie zuzubewegen und den Raum, der sie umgab, weiter einzuengen. Wie eine Müllpresse ...

Jenny begann zu zappeln, und es gelang ihr tatsächlich, die Hüfte zu drehen und ihre gefesselten Beine ein Stück zu sich heranzuziehen. Doch weit kam sie nicht. Da war ein Widerstand, links von ihr. Die Wand, die sie bislang nur erahnt hatte. Sie war wirklich und wahrhaftig *da*! Sie nahm alle Kraft zusammen und warf sich herum. Auf die andere Seite. Nach rechts. Aber auch dort war nach wenigen Zentimetern Schluss.

Oh mein Gott! Sie erstarrte. Es ist ein Sarg!

Nein! Bitte nicht! BITTE!

Das Pochen ihres Blutes schwoll an zu einem infernalischen Rauschen. Es drängte von innen gegen ihr Trommelfell und

pochte unter den Kabelbindern, die ihre Gelenke zusammenhielten.

Ich platze, dachte sie voller Entsetzen. Ich explodiere. Aus mir selbst heraus ...

Dann verlor sie erneut das Bewusstsein.

3

Em aß mit Tom Ahrens zu Mittag, einem alten Ausbildungskameraden von der Akademie, mit dem sie sich vom ersten Tag an glänzend verstanden hatte. Tom war intelligent, gewissenhaft und trotz der guten Arbeit, die ihm allerorts attestiert wurde, weit davon entfernt, ein Macho oder gar ein Angeber zu sein. Augenblicklich tat er Dienst in der Abteilung für Rauschgiftdelikte, doch Em wusste, dass er bereits seit Jahren von einem Wechsel zur Mordkommission träumte. Umso mehr freute es sie, dass sich ihrem Kumpel jetzt vielleicht die Chance bieten würde, auf die er schon so lange hinarbeitete.

»Und?« Sie warf ihren Mantel über einen Stuhl und nahm an dem kleinen Fenstertisch Platz. »Hast du schon irgendwas gehört?«

Tom schüttelte den Kopf. »Noch nicht.«

»Seltsam.« Sie schürzte die Lippen. »Wo sie doch immer so ein Trara machen von wegen unterbesetzt und so.«

»Das ist es ja«, entgegnete er mit einer Miene, die nicht besonders optimistisch wirkte. »Allmählich mache ich mir wirklich Sorgen.«

Doch Em wischte seine Bedenken mit einer knappen Handbewegung vom Tisch. »Ach was, das wird schon werden«, beruhigte sie ihn. »Ich sehe absolut keinen Grund, warum sie dich ablehnen sollten. Ganz abgesehen davon, dass ich mich mächtig für dich ins Zeug gelegt habe.«

Seine Augen suchten ihre. »Und ich dachte immer, du hältst nichts von mir.«

»Tue ich auch nicht«, erwiderte sie todernst. »Ich brauche nur so schnell wie möglich wieder jemanden, der für mich die Drecksarbeit erledigt.«

»Ich soll also dein Laufbursche werden, hm?«

»Warst du das nicht immer?«

»So also siehst du unsere Beziehung?«

»Natürlich. Sag nur, du hast dir was anderes eingebildet?«

»Klar habe ich das.« Er grinste. »Aber sieh dich vor, Schätzchen. Das mit dem netten Jungen von nebenan ist nämlich alles nur Tarnung, um dich in Sicherheit zu wiegen. In Wirklichkeit bin ich darauf aus, dich so schnell wie möglich rechts zu überholen. Und wenn ich dich erst mal ausgebremst habe, krieg ich zuerst deinen Schreibtisch und dann deine Litzen, und anschließend ...«

»In hunderttausend Jahren nicht«, lachte Em, indem sie sich vergnügt eine Speisekarte vom Nebentisch angelte. »Dazu fehlt es dir nicht nur an Intellekt, sondern auch an Intuition, Fleiß und Durchhaltevermögen. Und außerdem bist du Fan von Borussia Mönchengladbach.«

»Was hat das damit zu tun?«

»Es entlarvt dich als notorischen Loser.«

Tom quittierte die Stichelei mit einem nachsichtigen Lächeln. »Wenn es um Fußball geht, kann man von einer Frau keinen Sachverstand erwarten.« Er lehnte sich zurück. »Und wie ist es bei Gericht gelaufen?«

Sie zuckte die Achseln. »Wie zu erwarten war.«

»Das bedeutet, Sarah Kindle ist raus?«

»Ja, sie ist eine freie Frau.«

»Du klingst enttäuscht.«

»Ich weiß nicht, ob *enttäuscht* das richtige Wort ist. Aber ich ...« Sie unterbrach sich, weil in diesem Augenblick eine junge Kellnerin an ihren Tisch trat, um nach ihren Wünschen zu fragen.

Tom orderte ein Steak mit Ofenkartoffeln und Salat, während Em sich ganz profan an Currywurst mit Pommes und Cola hielt. Während sie der Bedienung beim Eintippen der Bestellung zusah, versuchte sie, ihre Gefühle in Bezug auf den Prozess zu analysieren. Doch sie kam zu keinem brauchbaren Ergebnis. »Es wäre wirklich eine Riesenüberraschung gewesen, wenn die Sache anders ausgegangen wäre«, erklärte sie, als die Kellnerin wieder außer Hörweite war.

»Mag sein.« Ihr alter Kumpel bedachte sie mit einem seiner langen prüfenden Blicke. »Aber du bist trotzdem nicht zufrieden.«

Em lag Widerspruch auf der Zunge, doch sie verkniff ihn sich. Leider Gottes verfügte Tom entgegen ihrer Stichelei über ausgezeichnete Instinkte, und sie wusste aus langer, zuweilen auch schmerzvoller Erfahrung, dass sie ihm nichts vormachen konnte. »Stimmt«, gab sie zu. »Bin ich nicht.«

»Das heißt, du hältst Sarah Kindle für schuldig?«

»Ich weiß nicht.«

Er zog eine seiner buschigen Brauen hoch.

Em verdrehte entnervt die Augen. »Ach, keine Ahnung. Ich werde einfach nicht klug aus dieser Frau.«

»Musst du auch nicht. Sie ist nicht dein Fall und war's nie und wird's vermutlich auch nie werden.«

»Da hast du, verdammt noch mal, recht.« Ihre Finger spielten am Rand der Speisekarte. Genau genommen wusste sie selbst nicht, warum sie sich so fühlte, wie sie sich fühlte. Und doch wurde sie den Gedanken nicht los, etwas Entscheidendes übersehen, sich eines gravierenden Versäumnisses schuldig gemacht zu haben.

Dabei hatte der Fall auf den ersten Blick mehr als eindeutig ausgesehen: Bei Eberhard Kindle, einem achtundsechzigjährigen Geschäftsmann aus Bergen-Enkheim, war Speiseröhrenkrebs diagnostiziert worden. Sein Hausarzt hatte ihm nur wenig Hoffnung gemacht, und Kindle hatte sich aus Angst vor langem Siechtum eine Kugel in den Kopf gejagt.

In der Nacht, in der der Notruf einging, vertrat Em einen erkrankten Kollegen. Die Zentrale piepste sie an, sie fuhr zu Kindles Haus und befragte dessen Ehefrau, die die Leiche ihres Mannes bei ihrer Rückkehr von einem Kinobesuch entdeckt hatte. Sarah Kindle war natürlich verstört gewesen, und Em erinnerte sich auch daran, dass sie nervös und fahrig gewirkt hatte. Doch das war ihr angesichts der Umstände einigermaßen normal erschienen. Doch dann hatte sie von den ermittelnden Kollegen gehört, dass es Ungereimtheiten gab. Dass Eberhard Kindle unmittelbar vor seinem Selbstmord bei einem Spezialisten in Heidelberg gewesen war. Und dass dieser Kindles Heilungschancen grundlegend anders beurteilt hatte als dessen Hausarzt.

Und genau das hatte er auch im Prozess ausgesagt. Er hatte seine günstige Prognose bekräftigt und eine Reihe von Befunden vorgelegt, die seine Ausführungen zweifelsfrei untermauerten. Es gab sogar einen ausgearbeiteten Therapieplan und eine von Kindle eigenhändig unterzeichnete Anmeldung zur Teilnahme an einer medizinischen Studie.

Auf Nachfrage des Richters hatte Sarah Kindle erklärt, von diesen Plänen nichts gewusst zu haben. Und trotz der eindeutigen Expertise war sie stur dabei geblieben, dass ihr Mann sich in den Tagen vor seinem Tod immer mehr in sich selbst zurückgezogen habe.

»Oh nein, ganz im Gegenteil«, hatte Lothar Borowski der Witwe seines besten Freundes daraufhin mit nur mühsam beherrschter Empörung entgegengeschleudert. »Eberhard hat mich noch am Abend vor seinem angeblichen Selbstmord angerufen. Er war allerbeste Dinge. Er hatte einen Weg gefunden, das war für ihn immer das Wichtigste. Eine Perspektive zu haben. Er war ein Kämpfer.«

Eine Einschätzung, die Em durchaus teilte. Kindle war vor seiner Ehe mit Sarah bereits zweimal verheiratet gewesen. Seine erste Frau war an Krebs gestorben. Mit ihr hatte er einen Sohn gehabt, der jedoch schon als Zwanzigjähriger bei einem Motorradunfall ums Leben gekommen war. Von der Mutter seiner

beiden erwachsenen Töchter hatte er sich scheiden lassen, nachdem sie ihn mit einem anderen Mann betrogen hatte. Kurzum: Was immer ihm das Leben an Knüppeln zwischen die Beine geworfen hatte – er hatte weitergemacht und gekämpft.

Und Sarah?

Em kratzte mit dem Daumen einen eingetrockneten Kaffeefleck vom Holz des Tisches. Die Fünfundzwanzigjährige war dem erfolgreichen Unternehmer auf einer Party begegnet – als Angestellte der Firma, die für das Catering zuständig war. Ein Jahr nach ihrem ersten Aufeinandertreffen hatten sie geheiratet. Kindles Freunde und Kollegen hielten Sarah für gefühllos und unterstellten ihr schon bald nach der Hochzeit Affären. Doch konkrete Beweise für ihre angebliche Untreue hatten sie nicht vorweisen können. Und das, obwohl die junge Witwe auch an jenem folgenschweren Abend, an dem ihr Mann starb, mit einem Freund im Kino gewesen war ...

»Hey, alles in Ordnung?«

Em blickte auf. »Sicher doch, entschuldige. Ich war bloß in Gedanken.«

Und wieder so ein langer Blick. »Du solltest Sarah Kindle lieber abhaken.«

»Ich weiß.«

»Sicher?«

»Ich mache diesen Job nicht erst seit gestern, okay?«

»Dann ist es ja gut.«

Em war heilfroh, dass die Kellnerin in diesem Augenblick das Essen brachte. Damit war das unangenehme Thema vorerst vom Tisch. »Auf dein neues Arbeitsgebiet«, sagte sie, indem sie ihrem alten Freund mit ihrem Colaglas zuprostete.

»Nee, besser noch nicht!« Tom hob abwehrend die Hände. »So was bringt Unglück.«

»Unsinn«, gab Em zurück, doch im Stillen ärgerte sie sich selbst über ihre Voreiligkeit. »Aber mal im Ernst«, versuchte sie, ihren Fauxpas wiedergutzumachen, »ich sehe absolut nichts, was deinem Wechsel zu uns entgegenstehen sollte.«

»Dein Wort in Gottes Ohr!«

Sie stöhnte. »Wenn du bloß nicht immer so an dir zweifeln würdest. Weißt du noch, damals die Psychologie-Klausur?«

Über Toms attraktives Jungengesicht huschte ein Lächeln. »Sag das nicht, die Nummer war wirklich denkbar knapp ...«

»Knapp vielleicht«, räumte Em ein. »Aber *du* hattest dich schon von allen verabschiedet und warst drauf und dran, deine Wohnung zu kündigen. Ohne auch nur einen Hauch des Ergebnisses zu kennen, wohlgemerkt.«

»Ich bin eben Realist.«

»Du bist ein Spinner!« Sie spießte ein paar Fritten auf ihre Gabel und schob sie in den Mund. »Also, wie sieht's aus? Willst du den Job noch, oder hast du's dir anders überlegt?«

»Nein. Natürlich nicht. Ich würde mir alle zehn Finger abhacken für die Stelle, und das weißt du auch.«

»Was, um Gottes willen, ist dann dein Problem?«

Er wand sich unter ihrem Blick wie ein Pennäler. »Verdammt, Em, du kennst mich. An so was glaub ich erst, wenn ich's schwarz auf weiß habe.«

»Okay. Dann spreche ich Makarov gleich nachher noch mal drauf an.«

»Aber du kannst doch nicht ...«

»Tom!«

Er biss sich auf die Lippen.

»Ich rede mit ihm«, wiederholte Em. »Und du, mein Lieber, räumst am besten schon mal deinen Schreibtisch aus!«

4

Die Post kam spät an diesem Tag, ein Umstand, der Theo Dorns Unruhe noch verstärkte. Doch er tat sein Bestes, das Gefühl zu ignorieren. Diese eigenartig bange Nervosität, die seit dem Auf-

wachen in ihm wühlte. Oder war es doch noch etwas anderes?

War es schlicht ... Angst?

Blödsinn, schalt er sich. Wovor sollte ich Angst haben? Das alles ist doch nur ein dummes Spiel. Ein perverser Scherz, irgendeinem völlig kranken Hirn entsprungen.

Trotzdem konnte er nicht verhindern, dass sein Blick immer wieder zur Tür glitt, durch die jede Sekunde der Briefträger treten musste.

Früher ist die Post immer zur gleichen Zeit gekommen, dachte Dorn. Und wenn man nicht da war, um ein Paket oder Einschreiben persönlich in Empfang zu nehmen, ist der Bote auf dem Rückweg einfach noch einmal vorbeigekommen.

»Ich bin dann erst mal weg«, verkündete in diesem Moment Doris Senn, die nun schon fast fünfzehn Jahre für ihn arbeitete.

Er zuckte erschreckt zusammen. »Was?«

»Mittagessen!« Die alleinerziehende Mutter dreier Söhne schwenkte ihre Handtasche. »Soll ich Ihnen was mitbringen?«

»Nein, danke.«

»Sie sehen aber aus, als ob Sie 'ne Stärkung vertragen könnten.«

Ertappt fuhr er sich mit der flachen Hand über die Stirn. Erst jetzt fiel ihm auf, dass er schwitzte. Dabei schwitzte er eigentlich nie. Im Gegenteil. Ihm war eigentlich immer zu kalt.

»Sind Sie krank?«

»Krank?« Er lächelte matt. »Ach was.«

Seine Angestellte musterte ihn mit kritischem Blick. »Sie sollten mal zum Arzt gehen. Sie gefallen mir gar nicht in der letzten Zeit.«

Er starrte sie an. Bis dato war ihm nicht klar gewesen, dass er sich verraten hatte. Dass diese ganze kranke Geschichte etwas bewirkte, das auch anderen auffiel.

»Mir geht's gut«, sagte er eilig. »Wirklich.«

»Wie Sie meinen ...«

Sie glaubte ihm nicht, das war offensichtlich. Aber sie war zu anständig, weiter in ihn zu dringen. Stattdessen wandte sie sich ab und ging zur Tür, wo sie um ein Haar mit dem Briefträger zusammengestoßen wäre. Ein junger Farbiger an diesem Tag. Mindestens eins neunzig groß, mit Basecap. Dorn hatte den Mann noch nie gesehen.

»Guten Morgen.«

»Morgen ist gut«, lachte Doris. »Mein Magen behauptet, dass es mindestens halb eins sein muss.«

Der Bote grinste. »Stimmt, aber das mit dem Morgen ist so drin.«

Sie nickte ihm zu. »Geben Sie ruhig her«, sagte sie und nahm zwei Kataloge und einen Stapel Briefe entgegen. »Ich kümmere mich drum.«

»Schönen Tag noch«, entgegnete der Bote und hastete eilig weiter.

Dorns Finger fuhr über die Kante des Verkaufstisches. »Und?«, fragte er, betont beiläufig. »Was für mich dabei?«

Doris blätterte mit routinierter Hand die Sendungen durch. »Für wen denn sonst?«, gab sie zerstreut zurück.

»Ich meine privat.«

Sie sah hoch.

»Ein Brief oder so ...«

Gute Formulierung, lobte Dorns Verstand. Wenn auch verdammt euphemistisch.

»Erwarten Sie irgendwas Bestimmtes?«

»Nein.«

Es ist nur ein Spiel, und es macht mir einzig und allein deshalb Angst, weil ich die Regeln nicht kenne.

Das ist alles.

»Die Mahnung an Löbel ist zurückgekommen«, erklärte Doris mit grimmiger Miene. »Aber wenn er glaubt, dass er sich auf diese Weise aus seiner Verantwortung steh...«

Sie hielt erstaunt inne, als Dorn neben sie trat und ihr den Briefstapel aus der Hand nahm.

»Darf ich?« Er hoffte inständig, dass sein Lächeln harmlos wirkte.

»Klar.«

Seine Augen überflogen die Sendungen. Fünf Kuverts. Drei der Umschläge sahen nach Rechnungen aus. Einer nach einem Schreiben vom Finanzamt. Dazu der retournierte Brief, von dem seine Angestellte gerade gesprochen hatte. Der Rest war Werbung.

Dorn trat einen Schritt zurück. Am liebsten hätte er geschrien vor Erleichterung.

»Habe ich irgendwas falsch gemacht?«, fragte Doris, die seine Miene missdeutete.

»Sie?« Er hustete trocken. »Um Gottes willen, nein.«

Seine Augen klebten noch immer an den Kuverts fest. Alle waren an »Clocks for Life« adressiert, der Name seines Geschäfts. Zweimal stand zusätzlich »z. H. Herrn Dorn« unter dem Firmennamen. Sonst nichts. Kein Vorname. Kein ...

»Augenblick«, rief Doris, die sich inzwischen der beiden Kataloge angenommen hatte, die ebenfalls in der Post gewesen waren. »Hier ist noch ein Brief! War zwischen die Werbung gerutscht ...«

Dorn spürte, wie er blass wurde.

»Bitte schön.« Sie reichte ihm einen weiteren Umschlag.

Die Adresse war von Hand geschrieben. Die Schrift wirkte altmodisch.

Dorns Finger zitterten, als er zögerlich nach dem Kuvert griff. Dabei brauchte er schon von Berufs wegen eine ruhige Hand. Er bemerkte, wie Doris die Stirn runzelte, doch auch dieses Mal stellte sie keine Fragen. Sie war ein äußerst feinfühliges Mensch und hatte längst bemerkt, dass ihn etwas bedrückte, über das er nicht sprechen wollte. Also ließ sie ihn einfach in Ruhe. Etwas, das er schon immer an ihr geschätzt hatte.

Als er den Umschlag allerdings an die Nase hob, um daran zu riechen, zog sie doch die Augenbrauen hoch. »Soll ich vielleicht lieber noch bleiben?«

»Wie bitte?« Er blickte irritiert auf. Dann verstand er. »Ach so ... Nein, entschuldigen Sie. Gehen Sie ruhig. Es ist alles in bester Ordnung.«

Sie zögerte.

»Ehrlich«, legte er nach. »Tut mir leid, dass ich so ein Nervenbündel bin. Das dürfen Sie gar nicht ernst nehmen.«

Ihr Kinn wies auf den Umschlag. »Was Unangenehmes?«

»Nein, ich glaube nicht.«

Immerhin riecht der Umschlag nach gar nichts ...

Er riss das Kuvert vor ihren Augen auf und entnahm ihm eine auf wertvolles Büttenpapier gedruckte Todesanzeige. »Ein ehemaliger Klassenkamerad von mir ist gestorben«, erklärte er, wobei er krampfhaft versuchte, sich die neuerliche Erleichterung nicht allzu deutlich anmerken zu lassen.

Doris bedachte ihn mit einem mitfühlenden Blick. »Tut mir leid.«

Er nickte nur.

»Ein Todesfall, den Sie erwartet haben?«

Nein, hatte er nicht. Aber es war eine Möglichkeit, sie abzulenken. Also nickte er wieder.

»Ich sag's ja immer«, murmelte sie ein wenig verlegen. »Die beste Krankheit taugt nichts.«

Dorn lächelte ihr zu. »So ist es.«

»Soll ich unter diesen Umständen vielleicht doch lieber noch ...«

»Nein«, unterbrach er sie, und endlich fand er auch zu dem lockeren Umgangston zurück, der üblicherweise zwischen ihnen herrschte. »Es geht mir gut. Und jetzt verschwinden Sie endlich. Ich bezahle Sie schließlich nicht fürs Schwätzchen halten.«

Gottlob verstand seine getreue Angestellte die Bemerkung genau so, wie sie gemeint war, und schob lachend ab.

»Dann also bis später, ja?«

»Ja«, rief er ihr nach. »Bis dann!«

Wie immer fand Em die Tür zu Makarovs Büro sperrangelweit offen. Es gab keinen Vorraum, und die Wand, die das annähernd quadratische Refugium ihres Vorgesetzten vom Rest der Abteilung trennte, bestand zu zwei Dritteln aus Glas, was vermutlich Transparenz und Erreichbarkeit suggerieren sollte. Auf der Innenseite hingen ein paar staubige Rollos, die man bei Bedarf herablassen konnte, doch Em erinnerte sich nicht daran, dass ihr Boss von dieser Möglichkeit jemals Gebrauch gemacht hätte.

Sie blieb auf der Schwelle stehen und klopfte zweimal kurz und energisch gegen den Türrahmen.

Nur Sekunden später tauchte Makarovs Wieselkopf über der Schreibtischplatte auf. Der Leiter der Abteilung für Kapitaldelikte war ein kleiner, entschieden zu dicker Mann Mitte fünfzig mit Glatze und klugen kugelrunden Augen. »Ah, Capelli. Kommen Sie rein. Und schließen Sie die Tür hinter sich.«

Em tat, wie ihr geheißen. Dann blieb sie unentschlossen mitten im Raum stehen.

Mit einem lauten Stöhnen wuchtete Makarov einen Aktenberg, der augenscheinlich auf dem Boden unter dem Schreibtisch gelegen hatte, neben das Telefon und hob die Hand zu einer einladenden Geste. »Bitte, nehmen Sie Platz. Es dauert nicht lange.«

Sie leistete auch dieser Aufforderung Folge, während sie sich eher aus Gewohnheit denn aus Neugier im Büro ihres Vorgesetzten umschaute. Es sah im Grunde seit Jahren gleich aus. Ein wuchtiger Schreibtisch. Ein abgewetzter Ledersessel. Mehrere Aktenschränke und ein zerbeulter roter Spind, dessen Herkunft und Zweck sich niemand so recht erklären konnte. An der Wand hingen ein paar angestaubte Erinnerungsstücke in billigen Aluminiumrahmen: eine Gruppe uniformierter Polizisten, vermutlich eine Abschlussklasse. Zwei Urkunden. Dazu

eine Fotografie, die den Leiter der Abteilung für Kapitaldelikte mit irgendeinem Politiker vor dem Hessischen Landtag zeigte. Der Kleidung nach musste die Aufnahme mindestens zwanzig Jahre alt sein.

»Wie geht es Ihnen?«, riss Makarovs Stimme Em aus ihren Betrachtungen.

»Mir?«, fragte sie überrascht. Es kam selten genug vor, dass ihr Boss persönlich wurde. Und es entsprach ihrer Natur, augenblicklich einen versteckten Haken zu wittern.

Makarovs schelmisches Lächeln verstärkte diesen Eindruck noch. »Ja, Ihnen.«

»Vielen Dank«, antwortete sie zögerlich. »Es geht mir ganz ausgezeichnet.«

»Gut, gut. Und Hansen?« Sein Ledersessel quietschte, als er sich zurücklehnte. »Haben Sie mal was gehört, wie er sich so zurechtfindet in seiner neuen Rolle?«

Nein, hatte sie nicht. Genauer gesagt: Sie *wollte* nichts hören. Denn der Mann, der dreieinhalb Jahre ihr Partner gewesen war, hatte sehr wohl ein paarmal versucht, sie auf dem Handy zu erreichen. Vermutlich, um ihr genau das zu erzählen. Wie es ihm ging in seiner neuen Rolle.

Doch Em hatte die Gespräche kurzerhand weggedrückt. Hansen hatte sie im Stich gelassen, und damit war die Sache für sie erledigt. Aber das brauchte sie ihrem Boss ja nicht unbedingt auf die Nase zu binden. »Ich glaube, es geht ihm ganz gut«, antwortete sie ausweichend.

»Tja, erstaunlich«, brummte Makarov. »Hätte nie gedacht, dass ausgerechnet *der* seine Erfüllung mal im Windeln Wechseln findet.«

»Ich auch nicht«, entgegnete Em, und das kam von Herzen.

Immerhin war es erst vier Wochen her, seit Viktor Hansen die gesamte Abteilung mit der Eröffnung geschockt hatte, Erziehungsurlaub für seine neugeborene Tochter nehmen zu wollen. Natürlich hatte Em – genau wie die meisten anderen Kollegen – das Ganze zunächst für einen Witz gehalten. Doch Hansen hatte

tatsächlich ernst gemacht und war nun schon seit zwei Wochen zu Hause.

»Allerdings glaube ich kaum, dass er dauerhaft dabei bleibt«, setzte sie boshaft hinzu, während Makarov ihr gegenüber noch immer sinnend den Kopf schüttelte. »Im Moment ist das natürlich alles noch neu und aufregend. Aber wenn das Ding erst mal zahnt ...« Sie verzog das Gesicht. »Wenn Sie mich fragen, wird unser lieber Viktor noch darum betteln, dass er zu uns zurückdarf.«

Makarov erwiderte ihr Lächeln. »Wenn er klug ist ...«

Em zuckte die Achseln. »Bisher dachte ich das eigentlich.«

Makarovs Lächeln vertiefte sich. »Trotzdem müssen wir sehen, wie wir die Zeit bis dahin personell am besten überbrücken ...«

Oh ja, ganz richtig! Em nickte zufrieden. Gottlob kam er von selbst darauf zu sprechen.

»Sie brauchen so schnell wie möglich wieder einen Partner, und ich glaube, ich habe da auch schon die ideale Lösung gefunden.« Er griff nach der Mappe vor ihm auf dem Schreibtisch und vertiefte sich in den Lebenslauf auf dem Deckblatt, während Em sich fast den Hals ausrenkte in dem Bemühen, zumindest einen flüchtigen Blick auf das Dokument zu erhaschen.

»Neugierig?«, fragte Makarov, ohne aufzublicken.

»Doch, klar«, antwortete sie mit wohl dosiertem Interesse. Nicht zu viel, sonst ließ er sie nur unnötig zappeln. Aber auch nicht zu wenig, denn das hätte er ihr sowieso nicht abgenommen. »Immerhin geht es mich an, oder?«

»Hm.« Er kratzte sich den nicht vorhandenen Bart. »Na, dann will ich Sie mal nicht länger auf die Folter spannen«, sagte er und reichte ihr eine Fotografie über den Tisch. »Darf ich bekannt machen: Mai Zhou, sechsundzwanzig Jahre jung und gerade erst von einer fünfmonatigen Fortbildung an der FBI-Akademie in Quantico zurückgekehrt. Ihr Vater ist Hongkong-Chinese, die Mutter eine deutsche Diplomantentochter. Die ersten vier Jahre ihres Lebens hat Frau Zhou in Hongkong ver-

bracht, sie spricht fließend Englisch, Französisch und Mandarin und hat darüber hinaus ein Auslandssemester an einer israelischen Polizeischule absolviert.«

Em hatte das Gefühl, einen ordentlichen Schlag in die Kniekehlen kassiert zu haben, während sie unverwandt auf das Foto in ihrer Hand hinunterblickte. Die Aufnahme zeigte eine äußerst attraktive junge Asiatin im hellen Rollkragenpullover. Auf den ersten Blick keineswegs unsympathisch. Doch das wenige, was Makarov ihr über die Frau auf dem Bild verraten hatte, genügte bereits, um ihr Mai Zhou bis ans Ende aller Tage zu verleiden. Em hielt die Luft an. Noch durch die geschlossene Tür hindurch konnte sie den Puls ihrer Abteilung spüren, routinierte Betriebsamkeit, die in ihr die irrwitzige Hoffnung nährte, dass sie sich verhört hatte.

»Frau Zhou verfügt über ein paar äußerst interessante Zusatzqualifikationen«, fuhr ihr Boss just in diesem Moment mit der Aufzählung von Mai Zhous Qualitäten fort und holte Em so reichlich unsanft auf den Boden der Realität zurück. »Und wenn alles geklappt hat, dürfte sie«, er warf einen flüchtigen Blick auf die Uhr, »seit ungefähr zehn Minuten drüben im Besucherraum warten. Seien Sie also so gut und führen Sie sie ein bisschen rum, ja? Und wenn sie Fragen hat ...«

»Augenblick!«, protestierte Em, die nun endlich ihre Sprache wiedergefunden hatte. »Wollen Sie damit sagen, dass ich in Zukunft mit einer Frau arbeiten soll?«

Ihre Reaktion schien Makarov zu amüsieren. »Haben Sie ein Problem damit?«

»Oh ja, allerdings.«

»Wieso? Was haben Sie gegen Ihre Geschlechtsgenossinnen einzuwenden?«

»Gar nichts«, gab Em zurück. »Außer, dass man mit ihnen weder vernünftig reden noch vernünftig zusammenarbeiten kann.«

Ihr Vorgesetzter fixierte sie mit seinen wasserblauen Augen. »Das sagen ausgerechnet Sie?«

»Oh ja«, schnappte Em. »Und wissen Sie auch, warum ich das sage?« Sie reckte angriffslustig das Kinn vor.

Er tat ihr den Gefallen und spielte mit. »Nun? Warum?«

»Weil ich ganz genau weiß, wovon ich rede. Ich habe mit diesen Weibern studiert. Ich habe mir mit ihnen die Dusche und den Schlafraum geteilt und ... Wir waren im selben Volleyballteam!«

Ihr Vorgesetzter unterdrückte nur mit Mühe ein Schmunzeln. »Des ungeachtet waren Sie erst vor drei Wochen in den Schulen dieses Landes unterwegs, um junge Mädchen für eine Karriere bei der Kriminalpolizei zu begeistern.«

»Ja und?«

»Machen Sie Witze?« Er streckte seine kurzen Beine von sich. »Erst werben Sie sie an, und dann weigern Sie sich allen Ernstes, mit diesen Mädchen zusammenzuarbeiten?«

»Mai Zhou ist wohl kaum ein Mädchen«, widersprach Em, indem sie das Foto, das ihr Boss ihr gegeben hatte, vor ihn auf den Tisch knallte.

Er schüttelte unwillig den Kopf. »Sie wissen genau, wie ich das meine.«

»Ja, das weiß ich. Und ja, ich unterstütze weibliche Nachwuchskräfte in unserem Job. Ich finde es toll, wenn Frauen Pilotin oder Soldatin oder von mir aus auch Kampfschwimmerin werden ...«

» ... solange Sie nichts mit ihnen zu tun haben müssen«, beendete er den Satz für sie. »Ach, kommen Sie schon, Capelli. Das ergibt doch keinen Sinn!«

»Es ist einfach so, dass ich gemischte Teams für effektiver halte«, versuchte sie es zur Abwechslung mit Diplomatie. Etwas, das ihr von Haus aus nicht gerade im Blut lag.

»Oh nein, das tun Sie keineswegs!«, widersprach Makarov. »Sie sind nur der Meinung, dass Sie einen Mann leichter lenken können. So, wie Sie Hansen immer gelenkt haben. Das ist alles.«

Em kannte ihren Boss nun schon etliche Jahre, und doch war sie immer wieder erstaunt, wenn irgendeine banale Ange-

legenheit offenbarte, wie er wirklich dachte. »Ich habe Viktor nicht gelenkt«, entgegnete sie würdevoll. »Er hatte seine Stärken, und ich habe meine. Wir waren absolut gleichberechtigte Partner.«

Makarovs Miene ließ keinen Zweifel daran, dass er zumindest in diesem letzten Punkt anderer Meinung war. Aber er war auch klug genug, sich nicht in sinnlose Grabenkämpfe verstricken zu lassen. »Wie auch immer«, sagte er nur. »Sie werden sicher auch Frau Zhous Stärken zu schätzen wissen.«

»Was ist mit Tom Ahrens?«, fragte Em, als sie einsehen musste, dass sie mit Trotz allein nicht weiterkommen würde. »Wie Sie wissen, hat er sich ebenfalls um die Stelle beworben.«

Makarov nickte. »Das ist korrekt.«

»Und darf ich auch fragen, warum nicht *er* den Zuschlag bekommen hat?« Sie spürte, wie ihr das Blut in den Kopf schoss. »Immerhin ist er ein hochqualifizierter Ermittler. Und er gehört dieser Dienststelle bereits seit Jahren an. Da hat er sich doch, verdammt noch mal, eine Chance verdient, oder etwa nicht?«

»Natürlich«, gab Makarov ihr recht. »Das hat er ohne Zweifel. Und glauben Sie mir, er wird diese Chance auch bekommen.«

»Wann?«

»Seine Bewerbung liegt ganz oben auf dem Stapel.«

»Na, toll!«, rief Em. »Das wird ihn bestimmt wahnsinnig glücklich machen.«

»Emilia ...« Sein Ton war plötzlich sanft, fast väterlich. »Es ist ja nicht so, dass wir uns rein gar nichts denken bei den Entscheidungen, die wir treffen, okay?«

Sie funkelte ihn an. »Und spielt es vielleicht auch eine Rolle, mit wem *ich* zusammenarbeiten möchte?«

»Ich habe Ihren Protest zur Kenntnis genommen.«

»Das beruhigt mich, herzlichen Dank auch!« Der Stuhl, auf dem sie gesessen hatte, kipelte gefährlich, als sie ihn mit einem Ruck zurückschob. »Wenn Sie mich dann bitte jetzt entschuldigen würden ...«

Makarov erhob sich ebenfalls und stemmte seine runden Fäuste auf die Schreibtischplatte, als wollte er diese durchbohren. »Wo gehen Sie hin?«

»Wohin wohl?«, fauchte Em. »Meine neue Partnerin begrüßen.«